

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 41.

Posen, den 11. August 1927.

Nr. 41.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichader.

17. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Kolf!“ hauchte sie bebend und ging an das Fenster, in dem voller Mond stand. „Wem soll ich vertrauen? Es kann ja nicht wahr sein! — Er nicht! Nein, er niemals! — Ich werde den Russen um Rat fragen müssen!“ bedachte sie hilflos und sah in die Sterne . . .

Am Tage nach dem Empfang im Hause van Hoogh kam Inspektor Merz früher als sonst vom Dienste zurück. Zu seinem Erstaunen glaubte er im Zimmer neben dem seinen ein Räuspern zu hören. Darauf harte Schritte. Er überlegte einen Augenblick und schlich dann zur Tür, die er heftig aufstieß. Die rechte Hand hielt die entschärfte Waffe. Sein erster Blick traf auf den Rücken des Mannes, der vor einem Schrank stand.

„Treten Sie ruhig ein, Herr Inspektor!“ kam es kurz von innen.

Kolf Matteredton winkte ihm über die Schulter.

„Und machen Sie wieder die Tür zu, bitte! Denn vorne im Gang liegt der Peter auf Lauer und pugt wie besessen das Treppengeländer. Er hat plötzlich schreckliche Reinlichkeitstrieb, seitdem er mich in diesen Räumen vermutet.“

Inspektor Merz stellte sich an seine Seite und wartete neugierig auf die Erklärung.

Kolf setzte sich nachlässig auf eine Truhe, die mässig und breit an der äußeren Wand stand.

„Ich bin schon seit zwei Stunden hier, Herr Inspektor.“

Der andere staunte.

„Zu welchem Zweck, bitte?“

„Um etwas zu suchen, was uns bisher fehlte.“

„Ach so, den Verbrecher!“ ergänzte Merz eilig. Ein spöttisches Lächeln lief um seine Lippen. „Dann war Ihre Mühe vermutlich vergebens!“

„Nicht ganz,“ meinte Matteredton und führte langsam das Feuerzeug an seine kalte Zigarre. „Zunächst suchte ich gar nicht nach dem Verbrecher, denn den glaube ich schon genügend zu kennen.“

Merz hob unwillkürlich die Hand, um zu sprechen.

„Zu kennen?“

Der Ältere schien seinen Blick nicht zu fühlen.

„Was ich suchte, waren vor allem Beweise. Was nützen Vermutungen ohne Beweise?“

„Ach so, — nur Vermutungen!“ dehnte Merz lächelnd.

„Nicht nur. Der Beweis wurde auch schon gefunden.“ Er blies kurz den Rauch hoch. „Rekapitulieren wir einmal, was wir vorher wußten! Zunächst, daß ein Einbrecher mehrfach ins Haus kam. Daß er sich dabei einer Maske bediente, die durch einen Totenkopf angstmachen sollte. Wir wußten auch, daß er hier in diesem Zimmer

gewesen und plötzlich verschwunden war, als Sie ihn suchten. Was wir noch nicht wußten, das war nur —“

„. . . der Eingang und Ausgang, den er stets benutzte.“

„Ganz recht!“ nickte Matteredton. „Und dann die Gründe für seine Komödie.“

„Nanu! Welchen anderen Grund soll ein Einbrecher haben als den, hier zu stehlen?“

Kolf Matteredtons Miene war schon eine Antwort. „So! Glauben Sie immer noch? Na, davon später. Zunächst mal die Frage: wo ist der Ein- und Ausgang?“

Merz zupfte sich an seiner knorrigen Nase. „Fenster und Türen waren zu. Andere Ausgänge gibt es nicht. Nach meiner Ansicht hat er sich in diese Villa geschlichen, als niemand daheim war, und nur mit mechanischen Mitteln Geräusche und Spuf angerichtet, nachdem er selbst wieder zum Hause hinaus war. Vielleicht hat er auch einen heimlichen Helfer.“

Matteredton schmunzelte still nach dem Fenster. „Sehr geistreich vermutet, doch — nicht sehr wahrscheinlich. Ich glaube, die bessere Lösung zu wissen. Ich fand sie kurz vor Ihrem Eintritt, mein Lieber.“

Er glitt von der wertvollen Truhe herunter, auf der er gesessen und schlug ihren mächtigen Deckel nach oben. Sie war völlig leer.

„Und?“ ermunterte Merz ihn.

„Sehen Sie sich mal diese Truhe gut an!“

Der andere beugte sich tief in das Innere und klopfte die Wände. Als seine Faust dröhnend den Boden berührte, fuhr er in die Höhe.

„Da unten klingt's hohl!“

„Richtig!“ nickte der Sportsmann. „Und links in der Mitte, was ist da zu sehen?“

„Ein Stoffsegen!“ rief Merz, den Kopf in der Truhe. Er hob sich schnell aufwärts, ganz rot vor Erregung.

„Ein Stoffsegen von einem männlichen Anzug, der bei seiner Flucht damals eingeklemmt wurde. Also mußte der Boden der Truhe hohl sein. Warten Sie!“

„Ich hole ein Brecheisen.“

Matteredton schloß ruhig wieder die Tür und zog ihn ins Zimmer.

„Warum denn ein Werkzeug? Glauben Sie, daß der Mann sich den Eingang stets mit einem Brecheisen aufmachen mußte?“

„Sie haben recht!“ sagte Merz. „Es muß eine andere Möglichkeit geben, den Boden zu öffnen. Wir müssen sie finden.“

Mit zitternden Fingern bestrich er die eichenen Wände des Kastens und rüttelte an jedem sichtbaren Vorsprung und jeder Verzierung. Doch ohne Ergebnis.

Kolf Matteredton lächelte auf ihn hinunter. Merz sah seinen Blick und strich sich durch die Haare.

„Verdammt!“ meinte er, plötzlich wieder entmutigt.

„Vielleicht ist das Zeug nur von unten zu öffnen. Er drückte es zu, als er wieder zurückging. Ich sagte ja, daß wir ein Brecheisen brauchen. Wir müssen die Truhe vom Boden losbrechen. Ich wette, daß unter der Kiste ein Loch ist.“

„Das würde bedauerlich sein für uns beide. Denn wenn wir die Truhe zertrümmern, erkennt ja der Ein-

brecher, daß wir gewarnt sind. Wir könnten dann warten, solange wir wollen. Er käme nicht wieder.“

„Kreuz! Kreuz!“ fluchte Merz und kroch wieder nach innen.

Kolf Matterton klopfte ihm leicht auf die Schulter. „Na, kommen Sie nur einmal wieder heraus! Solche Öffnungen findet man nur mit dem Kopf, nicht durch Klopfen. Soll der Mann denn erst drüben hinter der Truhe herumkriechen müssen, wo Sie immer klopfen? Dann dürfte die Sache zu spät funktionieren. Ich frage mich doch, wenn ich solch ein Ding sehe: wohin würdest du dir den Druckknopf verlegen, wenn du selbst einmal für ganz eilige Fälle verschwinden mußt. Na, und da würde ich mir doch die Sache so leicht wie nur möglich einrichten. — Wo geht es am schnellsten? Da, wo ich schon sowieso anfassen muß. Also sicher nicht hinten. Die Truhe steht wahrscheinlich immer geschlossen. Sonst könnte ein anderer einmal das Rätsel des Kastens entdecken. Drum, will ich verschwinden, muß ich sie erst öffnen. Ich steige von vorn ein. Was muß ich berühren? Die vordere Seite, das Schloß und den Schlüssel. Ich möchte fast wetten, daß durch das Schloß selbst auch der Boden bewegt wird.“

Merz kniete schon aufgeregter wieder am Boden und drückte und rüttelte heftig am Schlüssel.

„Nichts!“ schimpfte er leuchtend. „Verhext ist die Kiste!“ Kolf Matterton schob ihn gelassen zur Seite. Er drehte den Schlüssel mit Vorsicht nach vorn und hinten, zog ihn aus dem Schloß, drückte ihn wieder einwärts. . . Dann lachte er plötzlich sein fröhliches Lachen und tippte sich jugenheftig auf seine Stirne.

„Wir sind Sherlock Holmes!“ bemerkte er spöttisch. „Die Sache ist dabei so einfach wie möglich. Der simpelste Koffer hat den Mechanismus.“

Er legte die Hände fest gegen die Truhe und drückte das ganze Schloß spielend zur Seite. Mit scharrendem Laut stieg der Boden nach oben und gab einen manns-hohen steinernen Spalt frei. So lang wie die Truhe. Er setzte sich fort in der eisernen Treppe, die steil in das untere Dunkel hinabstieg.

„Das hätten wir!“ meinte Kolf und glitt geschmeidig die Stiege hinunter. Merz folgte ihm hastig. Die Treppe ging nach dreißig Stufen zu Ende. Ein schmaler Gang kreuzte sie und lief ganz gerade der äußeren Wand zu. Die Tür war durch einen Schieber zu öffnen, der lautlos zurückwich.

„Ah!“ machte Merz, als sie die Schwelle betraten. Vor ihnen lag sonnenbeschienen die Treppe zum hinteren Turmhaus. Merz blickte entgeistert nur immer die Wand an.

„Tagtäglich bin ich diese Treppe gegangen und habe die Tür nicht einmal gesehen.“

„Das ist sehr begreiflich. — Weil hier im Gang dieses Gemälde davorhängt. Sie sehen, auch dies Rätsel löst sich sehr einfach.“

Er zog Merz zurück in den schmalen Geheimgang und stieg schnell nach oben.

„So. Eingang und Ausgang des Totenkopfs kennen wir jetzt,“ sagte er, als er wieder die Truhe geschlossen. Wer der Einbrecher ist, glaube ich auch zu wissen. — Jetzt nicht!“ unterbrach er die Frage des anderen. „Auch über die Gründe, die ihn hierher treiben, hab' ich schon Gedanken. Nun fehlt uns nur noch der Beweis. Die Ergreifung des Täters.“

„Sie wollen ihm aufslauern?“ fragte Merz eilig.

„Na, klar! Sie und ich. Jeden Abend ab heute. Es müßte doch schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir jetzt den Jüngling nicht doch mal erwischen!“

Nikolaj Krasputin saß unbeweglich und steif in dem ledernen Sessel, der vor seinem Tisch stand. Er hatte die zahlreichen Bücher, die ihn sonst bedeckten, beiseite geschoben. Den Rand seines Schreibtisches umrahmten Figuren exotischer Herkunft aus Elfenbein, Bronze und seltenen Hölzern. Ein Buddha stand zwischen zwei

fauchenden Drachen. Der Brieföffner war ein züngelnde Schlange. Ein Elefant trug eine glitzernde Sänfte aus Topas, Achat und geschliffenem Onyx. Und zwischen-durch drehte sich leicht eine Kugel, in deren durchsichtiger Rundung sah man eine Sonne die Sterne bewegten. . .

Krasputins Körper schien fast ohne Leben. Kaum merkbar hob sich seine Weste im Atmen. Sein Auge hing regungslos an einem Bilde, das gegen den bronzenen Buddha gestellt war. Er war so versunken in dessen Betrachtung, daß er gar nicht fühlte, daß Ahrenberg leise ins Zimmer hereinkam.

Der Ältere blieb einen Augenblick stehen und lächelte zynisch beim Anblick des Russen. Dann schlich er sich lautlos zum Schreibtisch hinüber und sah Krasputin spöttisch über die Schulter.

„Ah —! Ines van Hoogh!“ sagte er unwillkürlich, sich selber vergessend. „Wo hast du das Bild her?“

Durch Krasputins Leib lief ein heftiges Zittern, als löse er mühsam die tiefe Entrückung. Langsam und schwer, als sei es ihm schmerzhaft, drehte er sich nach dem Störer und flammte ihn an mit den tiefblauen Augen. Sein ganzes Gesicht schien so fremd und verändert, der Ausdruck der frampfhaft geweiteten Augen so unheimlich bannend, daß Ahrenberg selbst eine Unruhe fühlte und etwas zurückwich.

„Du brauchst mich nicht mit deinen Augen zu fressen!“ versuchte er sich wieder Haltung zu geben. „Ich wußte noch gar nicht, daß Ihr schon soweit seid, euch Bilder zu schenken.“

Krasputins Auge sank langsam zusammen. Er strich sich die Stirn.

„Ich habe das Bild aus dem Album genommen, das Ines mir zeigte. Ich war eben bei ihr. Durch meine Gedanken. Mein zweites Ich lebt immer in ihrer Nähe.“ Ahrenberg grinste.

„Als ich noch so jung war wie du jetzt, mein Lieber, da nannten wir den Zustand einfach Verliebtsein. Ich merkte schon, daß du dich in sie vergafft hast.“

„Schweig!“ herrschte Krasputin — „Laß deinen zynischen Spott von dem Mädchen! Was du nicht verstehst, sollst du auch nicht verlachen! Die Frau steht zu hoch über dir und dem Alltag, daß sie nicht entweicht würde durch solche Reden.“

Ahrenberg hielt sich die Seiten vor Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Traum und Wirklichkeit.

Von Adrian.

Wie sich einer etwas denkt und wie es ist, das sind die Pole des Lebens. Wie ist die Spannung so groß zwischen Gedanke und Wirklichkeit wie in der Kindheit. Daß die Kinderzeit so wunderfroh sei, pflegt man den Kindern vorwurfsvoll entgegenzuhalten. Aber betrachtet man die Sache genauer, sind eigentlich nur ihre Träume schön, mit der Realität steht es meist gar nicht so besonders. Und auch die Träume leiden unter zielbewusster Erziehung. Die in ihnen glücklich sind, sollen doch möglichst schnell „brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft“ werden.

Traum und Wirklichkeit Berliner Kinder sind, neben anderen nützlichen und unnützen Gegenständen jetzt wahrhaft ausgehellt in einer etwas versteinerten Ede der großen Wochenendausstellung. (Wir glauben, daß alle diese Dinge für alle Großstädte ebenso wie für Berlin zutreffen! Sie.)

„Wie denke ich mir mein Wochenende?“ ist das Thema, das die Kinder zu malen oder plastisch darzustellen hatten, und „wie ist mein Wochenende?“ das, das sie beschreiben sollten. Der Unterschied ist groß, oft scheint es, liegt eine Welt dazwischen. Man kann nicht alle Arbeiten beschreiben, aber ein paar davon wollen wir betrachten.

Arjula, vierzehnjährig, hat einen Sandstrand am See in Sonnenschein getaucht. Viele bubiförmige Mädchen tummeln sich im Wasser, auf dem Trockenen wird die berühmte Menschenfleisch „Frühstücksbraterei“ epefuttiert, Gestalten wandeln ruhezoll dem Walbe zu. Der Clou aber ist ein Felt: im dämmerigen Hintergrund ist ein schöner, schwarzhäariger junger Mann damit beschäftigt, sich zu rasieren. Am Eingang liegt seine blonde, ondulirte Gattin. Sie bewacht zugleich die wichtige Handlung und Koch Tee, damit er sich nach der anstrengenden Tätigkeit laden kann.

Else aber, Berufsschule für Mädchen, kaufmännische Abteilung, schreibt: „Trotzdem wir gern arbeiten und unsere Pflicht tun, freuen wir uns doch, wenn uns am Sonntagmorgen die Sonne lachend begrüßt.“ Wer hat sie so früh schon gelebt, daß sie sich für den Sonntagmorgen entschuldigen soll? Und daß sie

sogar gern die Schreibmaschine bedienen muß? Wenn sie dann mit den Freundinnen die ländlichen Genüsse der Försterei ausgenutzt hat, zu der der Nachmittagsspaziergang führte, resümiert sie: „Wir geben unsere Freude über die schöne Natur in Frühlingstriedern kund.“ Dankbarkeit, die bekanntlich rachsüchtig macht, sogar gegenüber Wald und Wiese? Arme Elise, du bist ein willfähriges Objekt der Pädagogik.

Der 18. Preisträger, der im Kaiser-Friedrich-Gymnasium seine Ausbildung fürs Leben erhält, ist weit über die Ziele hinausgegangen, die die Wochenendbewegung sich sonst steckt. Er hat ein ganzes Dorf aufgebaut, mit 19 Häusern, dessen „große Ausdehnung“ er rühmt, mit einem Gemeinschaftshaus und Ställen für das Vieh. Kurz, er scheint das Ende über die ganze Woche erstrecken zu wollen. Man könnte vollkommen mit ihm fühlen, hätte er nicht die strenge Zucht seiner Schule mit hinaus ins Freie genommen. Denn die „Dorfordnung“ konstituiert gleich zu Beginn den strengen Satz: „Jeder Dorfbewohner ist verpflichtet, sich den Anordnungen, die getroffen werden, zu fügen.“ Und endigt mit einer gefährlichen, dem Fortschritt abholenden Vorschrift: „Fremden ist das Betreten des Dorfes verboten“.

Brigitte, 13jährig, hat ihr Wochenende gemalt. Wirklich das, was sie sich denkt? Im Tiergarten sitzen auf einer Bank die Großeltern, der Großvater hat einen langen grauen Bart, die Großmutter ein Hündchen an der Leine. Beide sind ins Hören des Radiokonzerts versunken, der Detektor steht auf dem Kiesweg. Der Enkel aber, vorbildlich sauber gekleidet, spielt vor ihnen mit dem Ball. Ein Ideal der Wohlerzogenheit. Hätte der häßliche Großvater selbst seine Weckendträume gezeichnet, es hätte nicht korrekter ausfallen können.

Da ist mir Krüger R O IIIa schon lieber. Er hat eine Zeltkolonie in die Landschaft gestellt, die aber ihren Charakter nicht von der friedlichen mitteleuropäischen Laune erhält, die auf dem Boden liegt, sondern von wilden Federbüschen, Tomahawk und Speichen, die die kriegerische Gesinnung der Bewohner verraten.

Gertrud ist eine Erholung. Sie eilt früh nach Hause, um sich schön zu machen und das „Frühlingsest“ aufzusuchen, wo es nicht an Luftbarkeiten mangelt. Zum Beispiel: „Sehr interessant ist es, wenn man sieht, wie Anfänger Charleston tanzen.“ Am Sonntag erfreut sie ihre Glieder durch ein ausgiebiges Bad. Und: „Nachmittags geht es dann zu meiner Freundin, um 6½ Uhr haben wir eine Verabredung. Von da aus geht es dann zum Tanzen. Meine Eltern wünschen es ja nicht. Aber ich sage immer, Tanz ist Sport.“ Das soll ein Wort sein! Nicht?

Was hoffen und ersehnen wir nicht alles vom Wochenende. Nicht nur Gesundheit und Heimatliebe, auch ein ganzes Mehr an unserer Freiheit. Hans aber, 14jährig, hat an Stelle von Sehnsüchten, denen er vielleicht mißtraut, Erfahrungen gestaltet: drei sehr lebenswahr gebastelte, sehr überfüllte Straßenbahnwagen, an denen nichts fehlt, auch nicht die Messerschilder „Chlorodont“, „Garbat“ und „Weibe jung durch Subkampsalz“!

So pessimistisch wie er ist Karen. Er (oder sie?) hat in Pappdeckel hingestellt: den Bahnhof von Verleberg. Wie er lebt und lebt. Streng nach der Natur. So sieht nun einmal Karens Wochenende aus.

Eine Pfadfindergruppe hat in Realität ihre Menschen ausgestellt: Pelte, ein Feuer, Kochtöpfe, schwere Stiefel. Und diese Wirklichkeit ist romantischer als die meisten Traumgestaltungen. Das sind meist Häuser und Häuschen, abgeschlossen von der Umwelt, bewahrt, mit ängstlichen Bäumen umgeben. Fast überall ist das Landhaus, Villa oder Bauernhaus, Vorbild gewesen. Man weiß nicht, wofür Erinnerungserbschaft oder Ahnen oder Leibesübungen darin nach? Aber man wünscht mehr Gemeinschaftswillen, weniger Angstgefühl und Vereinzelungsdrang. Man feiert, die böartige Ueberfülle, die an bisherigen Wochenendstellen herrscht, hat als Abschreckung gedient, hat den Wunsch, auch einmal allein zu sein, übermäßig gemacht.

Aber auch das bescheidenste Bauernhäuschen, welches Traumideal gegen das Wochenende das Charlotte, auch sie aus der Berufslehre, nach ihrem Leben schmüßert. Nachdem sie Schreibmaschine und Kurzschrift geübt, Strümpfe gestopft und im Haushalt geholfen hat, wünscht sie sich, einmal auf den Punktum, den sie von fern sieht, hinaufzufahren. Dieser Wunsch ist ihr eigenliches Wochenendvergnügen. Und nach solcher Extravaganz endigt sie: „Mit dem Bemühen, einen recht angenehmen Sonntag verleben zu haben, sehe ich dem Montag entgegen.“

Ach, sie ist gar nicht heiter, die Wirklichkeit-Berliner Kinder, die man auf der Galerie der Kunstgalerie kennen lernt.

Nur die Zufriedenheit mit ihr ist vielleicht noch ärger, dieses anerkannte Erziehungsobjekt der Leserschaft.

Das Krütlein gegen Untreue.

Wir schreiben das Jahr 1927 — wir nennen uns das Zeitalter der Aufklärung, aber hier und da finden wir doch Spuren dunklerer Jahrhunderte, und die Kurpfuscher, die Doktor Eisenbarths aller Abarten, haben noch immer goldene Tage.

Da ist so ein Quacksalber, der unfehlbar wirkende Tränklein, Pulver und Mitteln gegen eheliche Untreue verschreibt, — kein Wunder, daß er überlaufen wird von Klienten, denn an diesem Leiden kranken viele. Jetzt ist die Polizei gegen ihn eingeschritten, und er wird demnächst vor Gericht gestellt werden, doch befindet er sich noch auf freiem Fuß. Dieser Mann, Nagaard Svenstrup, ist wegen seiner Fähigkeiten in ganz Südtland bekannt, und für und wider ihn haben sich viele Stimmen erhoben, indes er an der Untreue ein hübsches Stücklein Geld verdient.

Nagaard Svenstrup, ist, wenn man es so ausdrücken soll, „erblich belastet“. Schon seine Mutter, Maren Haaning, war

als „weise Frau“ in ihrer Gegend bekannt. Noch berühmter aber war seine Urgroßmutter gleichen Namens, die alle möglichen Kuren ausführte; sie heilte Kranke, trieb den Teufel aus und half gegen den bösen Blick. Von weither kamen die Leute zu ihr, und es wurde ihr nachgesagt, daß sie mit dem Teufel im Bunde stehe und alle möglichen heimlichen Künste kenne. Ganz so weit wie seine berühmte Vorfahren ist der Nachkomme nicht gegangen, — er hat seine Praxis nicht auf so zahlreiche Gebiete ausgedehnt, sondern hat sich, dem Zug der Zeit folgend, „spezialisiert“. Er hat sich auf die Bekämpfung der ehelichen Untreue geworfen und ein gutes Geschäft damit gemacht. Nachdem er anfangs Landwirt war, hat er seinen Hof aufgegeben, nennt sich Geschäftsreisender und reist von Dorf zu Dorf, um seine bestimmten Sprechstunden abzuhalten.

Nachdem seine Mutter im Jahre 1914 gestorben war, gab der Sohn im Selbstverlag ein kleines Heft mit ihren Rezepten heraus, denen er Empfehlungs- und Dankschreiben der von ihr Behandelten anfügte. In dem Vorwort zu diesem denkwürdigen Heft heißt es:

„Diese Rezepte sind seit Jahrhunderten im Besitz der Familie und haben Tausenden von Menschen Hilfe gebracht. Der Unterzeichnete, der Sohn Maren Svenstrups, hat diese Rezepte gesammelt und gibt sie jetzt heraus, damit sie sich nützlich erweisen können.“

Seine Hauptmittel sind Rosenpomade, Petrusbalsam, Herzschoenöl u. a. in bunter Mischung. Am interessantesten aber ist ein Schema, wonach der Kranke selbst leicht und bequem die Diagnose stellen kann. Zum Beispiel befindet sich ein Gemütskranker in folgender Verfassung:

„Gemütskrankheit beginnt mit schlechter Laune, Kopfschmerz; auch fühlt sich der Patient von andern Menschen zurückgesetzt. Magen sehr in Unordnung.“

Aber die Kur ist nicht schwierig! Man braucht nur 200 Gr. Mohlschafst, von dem man dreimal täglich eine Stunde nach den Mahlzeiten einen großen Teelöffel voll nimmt. Außerdem gemischte Gichttropfen, von denen dreimal täglich eine halbe Stunde nach dem Essen 40 Tropfen in Wasser genommen werden. Zehn Gramm Hundstautropfen, 10 Gramm Teufelsdrecktropfen, wovon vormittags und nachmittags 15 Tropfen in Wasser genommen werden. 13 Tropfen weißer Lebensbalsam werden dreimal täglich auf den Kopf geräufelt. Unter drei Maß alten Wein mischt man für 25 Pfennig Safran, für 60 Pfennige Aloe, für 10 Pfennig Myrrhen, schüttelt es gut durch und trinkt jeden Abend ein Schnapsglas voll. Nach dieser Kur ist die Geisteskrankheit wie weggepustet!

Auch seine Spezialfähigkeiten, die Untreue zu bekämpfen, hat Svenstrup von seiner Mutter übernommen, die manches Mal ihre Kunst an einer kranken Ehe versucht hat, und zwar mit den abenteuerlichsten Mitteln. Beispielsweise mußte der von der Untreue Besessene mitten in der Nacht geweckt und ihm verdünnter Brennspiritus oder Kamillentee auf den Kopf geräufelt werden. Wie gut ihre Praxis ging, beweist der Umstand, daß ein Fuhrmann seinen Lebensunterhalt damit diente, ihre Klienten zu ihr hin und zurück zu fahren.

Mit diesen Kuren machte auch Nagaard Svenstrup sein. Im Herbst des vorigen Jahres wandte sich eine Frau an ihn, die der Meinung war, daß die Treue ihres Mannes ihr durch Zauberkünste gestohlen worden sei. Sie ging deshalb zu Svenstrup, schilderte ihren Fall und bekam für 150 Mark drei Pulver, von denen sie anderthalb ihrem Mann geben und das eine halbe selber nehmen sollte, während das dritte aufbewahrt werden mußte. Dann würde seine Liebe unfehlbar zu ihr zurückkehren.

Es gelang der Frau, ihrem Mann das Pulver zu geben, und nachdem sie auch ihren Anteil genommen hatte, wartete sie auf die Wiederkehr seiner Liebe, die sich jedoch nicht einstellte. Da erzählte sie ihrem Mann die ganze Geschichte, dieser begab sich in das Hotel, wo der Quacksalber gerade Sprechstunde abhielt, und verabreichte ihm eine tüchtige Tracht Prügel. Die Polizei wurde gerufen, aber da Svenstrup behauptete, daß er seinen Leidenden Mitmenschen nur aus ethischen Gründen helfe, so wurde er auf freiem Fuß belassen, doch behielt man ihn im Auge. Neuerdings haben sich nur die mißvergnügten Patienten gegen ihn zusammengeschlossen und wollen ihm den Prozeß machen, denn sie können Beweise erbringen, daß die teuren Pulver nicht im geringsten geholfen haben.

Nun wird der Herr Wunderdoktor all seine ererbten Fähigkeiten zusammennehmen müssen, um mit heiler Haut davonzukommen. Kann er dafür, daß seine Kunden und Kundinnen nicht genügend an die Heilkräft glauben und daher die Kur natürlich erfolglos bleiben mußte?

Autogramme als Kapitalsanlage.

Autogramme und Briefe sind von jeher ein beliebtes Sammelobjekt gewesen, für das große Summen angelegt wurden. Keine dieser Summen aber kann mit denen konkurrieren, die in Amerika die Autogramme der Unterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung erzielen.

Es handelt sich um 62 Autogramme, von denen zwei, das des im Jahre 1777 ertrunkenen Thomas Lynch und des im gleichen Jahre in einem Duell gefallenen Button Winnett, besonders schwer

zu erhalten sind. Von Gwinnett sind 36 Unterschriften bisher bekannt gewesen, von denen 27 in vollständigen Sammlungen der „The Signiers“ — so werden die Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung genannt — vorhanden sind. Selbstverständlich ist die Nachfrage nach diesen Autogrammen viel größer als das Angebot, und infolgedessen kam man natürlich auf die Idee, nachzufragen, ob nicht irgendwo noch ein Autogramm aufzutreiben wäre. Da Gwinnett Engländer war, forschte man selbstverständlich auch dort nach. Gwinnett wurde im Jahre 1735 in Gloucester in England geboren, lebte nach seiner 1757 erfolgten Heirat bis 1765 in Bristol und Woburnhampton und wanderte von dort nach Savannah in Amerika aus.

Infolgedessen glaubte man, in den Archiven von Bristol und Woburnhampton Autogramme von Gwinnett finden zu können. Alles Suchen danach war vergeblich. Vor kurzem fand ein Gelehrter jedoch, der dort arbeitete, um eine Geschichte der Stadt zu schreiben, in dem Archiv von Woburnhampton in der noch heute existierenden Blue Coat-Cherchies-School drei Unterschriften Gwinnetts aus dem Jahre 1761 unter einem Schulprotokoll der Schulkommission, der Gwinnett seinerzeit angehörte.

Auf den Rat des Historikers hat die Schule die Autogramme einem amerikanischen Antiquar an, der sie zu einem exorbitant hohen Preise erwarb. Es wird die Summe von 60.000 Dollar genannt, obwohl man über den Preis nichts Genaues erfahren kann. Die Summe erscheint allerdings nicht zu hoch, wenn man weiß, daß für ein Autogramm Gwinnetts nicht weniger als 25.000 Dollar gezahlt wurden, ein Preis, der selbst den übertritt, den Pierpont Morgan im Jahre 1911 für den Brief Luthers zahlte, den dieser am 28. April 1521 an Karl V. richtete. Der Preis für dieses Dokument belief sich auf 28.000 Dollar.

Man sieht also, daß der Handel mit Autogrammen ein einträgliches Geschäft ist, das nur darunter leidet, daß wertvolle Autogramme eben leider nur sehr selten aufzufinden sind.

Fröhliche Ecke.

Wichtig.

„Wenn ich abends im Bett liege und der Mond scheint, sehe ich manchmal die ganze Tapete lebendig werden.“

„Das sind die Kecken!“
„Nein, ich halt's für Wangen!“

Literatur.

Ich will mir Knut Hamsuns „Hunger“ kaufen.
Gehe ich in eine Leipziger Buchhandlung und frage:
„Haben Sie „Hunger“?“
„Wieso?“ fragt der Verkäufer. „Ich habe doch schon erschöpfend geschrieben.“

Musik.

Draußen singt der Veierkastenmann:
„Ich hab mein Häärz en Heidelbäärch verlorren . . .“
Da kommt der Veierkastenmann ins Haus.
„Was wollen Sie?“ fragt die Hausfrau. — „Eine kleine Gabe für die Musik?“
„Eine kleine Gabe? Ich dachte, Sie wollten sich entschuldigen.“

Vielleicht.

Der Treiber schreit auf: „Au, Herr Baron, jetzt haben Sie mich schon wieder getroffen.“
Sagt der Baron: „Immer wenn ich auf Hasen schieße, treffe ich Sie. Jetzt werde ich mal auf Sie schießen, vielleicht treffe ich dann einen Hasen!“

Erholungsreise.

„Sie wollten doch dieses Frühjahr nach Italien?“
„Es war mir zu teuer. Meine Alte hat mir dafür „Kennt du das Land, wo die Zitronen blühen!“ vorgesungen — und ich habe eine Orange dazu gegessen.“

Kultur im Buchladen.

„Ich möchte ein Buch für meinen Mann.“
„Bitte sehr, soll es etwas Technisches sein oder ein Roman, hier ein Werk über Michelangelo?“
„Nein, gar kein richtiges Buch. So'n Kasten, der aussieht wie ein Buch und wo man ein Schnapsfläschchen drin verstecken kann.“

„Nebrigens, ich habe vorhin Dupont getroffen. Er erzählte mir, seine Frau sei stockheiser.“
„Du, dann müssen wir sie unbedingt für morgen abend einladen. Das ist eine nie wiederkehrenden Gelegenheit!“

Zum Kopferbrechen.

Scharade.

Gibst, Liebchen, du das Erste mir,
dann schwör' ich's mit dem Ganzen dir,
mein Lieb, daß ich in meinem Leben
dir nie das Zweite werde geben.

Hf.

Räffelsprung.

	un-	ber	in	el-	im	su-	chen-
u-	sil-	ge-	dunk-	dem	glück	den	schüt- chen
-en	wir	har	sen-	wer-	len	viel	wir mür-
Ann	und	den	alt		den	ze	o nen
sind	sven-	schlaci	nach	lan-	die	gold-	das such-
don	und	und	sie	die	ohen	zwer-	bar tö-
wir	da	nor-	el-	gan	ter	wir	ten heuf
m	ten	nicht	traum	su-	die	noch	rich- gan

Sieben-Räffel.

Aus den Silben:

al — an — chen — de — do — dorff — dre — e — ei — ei — er — er — fuss — ge — gen — gen — ha — heim — ips — jew — kreis — lah — lan — lan — lo — lu — mi — mo — nar — nau — oan — ne — non — nutz — pest — ra — rad — sa — sa — san — scha — se — ser — stoff — te — ter — u — vers — wald — was — wehr — wen — wich — zus — zis

sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Friedrich Rückert ergeben; die Wörter bedeuten:

1. Universitätsstadt, 2. Ameise, 3. Pflanze, 4. russischer Schriftsteller, 5. Wüste, 6. astronomische Bezeichnung, 7. Stadt in England, 8. israelitischer König, 9. Bestandteil der Luft, 10. Dichter, 11. Blume, 12. Soldat, 13. deutsches Bad, 14. Flug, 15. Rhythmus in der Dichtung, 16. Männername, 17. indischer Titel, 18. Ueberfluß, 19. mohammedanische Gottheit, 20. Klosterbewohner, 21. Schußwaffe, 22. Untugend. (H = 1 Buchst.)

Namenräffel.

einsttt	Pommern
cehlmantz	Sachsen
delherr	Westfalen
egilna	Hannover
beeelins	Sachsen
agrstttu	Württemberg
ehilmors	Westfalen
aee glannr	Baden
abgmrruu	Sachsen

Die Vokale jeder Zeile nennen bei richtiger Umstellung eine Stadt aus der dancschen Provinz. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Stadtnamen, von oben nach unten gelesen, bezeichnen eine weitere deutsche Provinz. K. Pl.

Räffel.

Das Erste spendet Mutter Erde,
Man holt's aus ihrem Schoß heraus;
Das Zweite zieht der Sterne Herde,
Auch ist's des Menschen Lebenslauf
Das Ganze eilet schnellig fort
Durch Feld und Wald, von Ort zu Ort. Hf.

Auflösungen Nr. 7.

Kreuzwörterräffel. Senkrech: 1. Senegal, 2. Eif, 3. Janna, 4. Lollwut, 5. Reis, 6. Cut, 7. nirgends, 10. Biola, 11. unten, 13. Darm, 15. Pendeluhr, 16. Univerjum, 17. Emir, 19. Raab, 21. Adam, 29. Schlawe, 30. Dheime, 31. Bastard, 33. die, 35. Knechte, 38. Wunsch, 39. Etich, 44. Eis, 45. Amt, 46. ein; wa gere ch t: 1. Stiefmütterchen, 8. Glas, 9. Zeus, 11. Ur, 12. Eid, 14. Applaus, 17. eng, 18. Goar, 20. Erwin, 22. Uraun, 23. Indien, 24. Lama, 25. Dativ, 26. Arnd, 27. B6, 28. Elm, 30. Oh, 32. Leder, 34. Ull, 37. Kulisse, 38. wen, 40. Heß, 41. Rute, 42. Pitt, 43. Amade, 45. ave, 47. Busch, 48. Bergigmeinnicht, 49. Satanas.

Bekannte Tafsache: Sieben, Bürgen; Siebenbürgen.

Arithmegrupp: „Oberon“; Borneo, Ebro, Renner, Ober, Nero.

Magisches Doppelquadrat.

1. Korh, 2. Opal, 3. Nabe, 4. Bleierz, 5. Efeu, 6. Real, 7. Zulu.

oder: K o r b
O p a l
R a b e
B l e i e r z
E f e u
R e a l
Z u l u

Besuchstafelnräffel: Naturforscher.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Pognan.